

Ein Virtuose der Lakonie

Der St. Galler Manuel Stahlberger unterhält mit nachdenklichen Songs. Sein Repertoire lebt von Schweizer Freaks und Aussenseitern

UELI BERNAYS

«Hier arbeite ich!» Durch eine alte Holztür bittet einen Manuel Stahlberger in sein Atelier. Die Arme zeigen in den dunklen Raum, als gälte es ein Geheimnis offenzulegen. Dabei gibt es eigentlich wenig zu sehen. Er habe gerade aufgeräumt, sagt der 47-jährige St. Galler. Das erklärt die Leere auf dem Pult hinter der Fensterfront, an das sich Stahlberger nun setzt, um sich auf seinem Drehstuhl dem Gast zuzuwenden.

Im März hat Manuel Stahlberger mit der Band, die seinen Nachnamen trägt, ein neues Album herausgebracht: «Lüt uf Fotene.» Unterdessen wird das Werk, das für seine lakonischen Lyrics und die hypnotischen Post-Punk- und Elektro-Tracks zu Recht gelobt wird, auf einer Tournee vorgestellt (sie führt am 11. Juni ins Zürcher «Helsinki»). Somit sei ein Prozess abgeschlossen, und es gebe Raum für weitere Projekte. Deshalb habe er reinen Tisch gemacht.

Kein Aufschneider

Auf dem Pult liegt einsam eine CD, daneben ruht ein Laptop. In der Ecke schläft ein Kopierer wie ein Hund. Im Atelier in einer ehemaligen Werkstatt hinter dem St. Galler Hauptbahnhof stehen ausserdem verschiedene Lampen herum: vom Bürolämpchen bis zum Leuchter. Aber wer braucht künstliches Licht, wenn an diesem frühmorgentlichen Morgen die Sonne durch die Glasscheiben hereinscheint?

Hinter Stahlberger wird es so hell, dass er sein Gesicht zu verlieren droht in der Silhouette. Das stört ihn nicht. Er ist kein Blender, kein Aufschneider. Er verzichtet auf grosse Gesten ebenso wie auf mimische Anstrengungen. Er ist auch kein Mann grosser Worte – was bei einem Komiker und Sänger erstaunen mag. Gerade solche Überraschungen nähren den Kult um diesen ungewöhnlichen St. Galler Pop-Star.

Über seine Kunst und seine Person spricht er mit Vorsicht und Nachdenklichkeit. Freundlich nimmt er Fragen in seine Obhut, überlegt und hält die Antworten dann an der kurzen Leine, um sie stets noch berichtigen und erweitern zu können. Der Tonfall schwankt zwischen einem Mezzoforte und einem unsicheren Piano, das dann und wann von den Spatzen begleitet wird, die draussen in der Gasse zwitschern.

Bald kommt einem der hagere Künstler mit Stoppelbart irgendwie vertraut vor, als hätte man sich vor Jahren per-

sönlich kennengelernt – und dann doch wieder vergessen im Trubel der Zeit. Er könnte aus einem Schweizer Roman herausgetreten sein: als ein freundlicher Biertrinker à la Bichsel oder als ehrlich-melancholischer Idealist einer Hermann-Burger-Geschichte. Oder als einer, der seine Identität infrage stellt wie eine Max-Frisch-Figur.

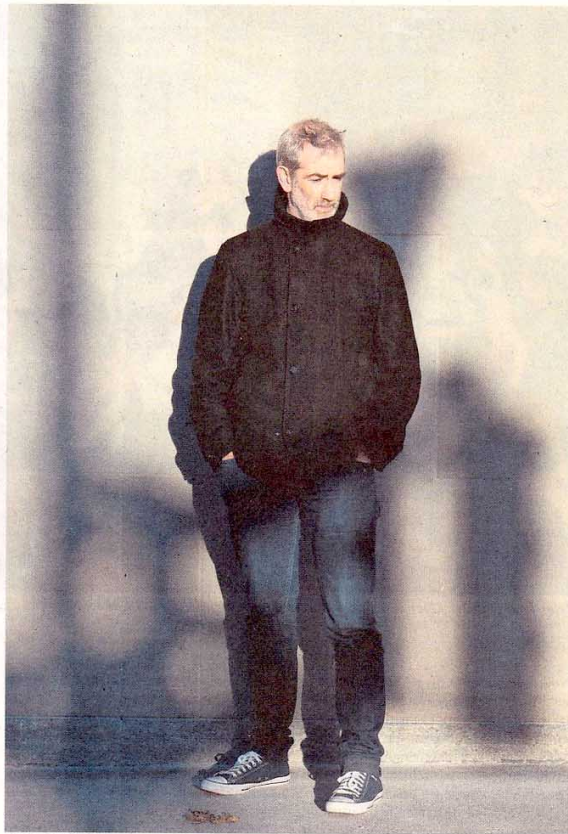
Ich bin nicht Stahlberger; das sagt er zwar nicht. Dass einer wie er – von Natur aus zurückhaltend – nun ausgerechnet im eitlen Pop gelandet ist, scheint ihn zwar selbst zu befremden. Stahlberger steht indes zu sich selbst. Er lebt glücklich mit seiner Frau und zwei Kindern zusammen, für die er das Mittagessen zubereitet. Und der Erfolg als Liedermacher und Pop-Sänger macht ihn wenn schon nicht reich, so doch zufrieden.

Stahlbergers Charakter erinnert an Tugenden, die einst als schweizerisch galten. Die Bescheidenheit zum Beispiel. Sie sitzt ihm im Nacken und macht ihn mit maliziösem Charme stets ein bisschen kleiner, als er ist. Das zeigt sich, wenn er von Musik spricht. Wenn Stahlberger von Musik spricht, merkt man, wie viel sie ihm bedeutet. Er lobt Kollegen wie Kuno Lauener oder Guz. Und doch scheint die Musik an sich zu kompliziert für ihn.

Jedenfalls versucht der Sänger nicht ohne Sturheit, jeden Zweifel an seiner Inkompetenz auszuräumen. Von Beruf Musiker, sei er unfähig, analytisch über die Klangkunst zu sprechen. Er könne auch kaum Musik machen. Einst von Mani Matter begeistert, habe er damals «e paar Akkörd uf de Gitarre» gelernt. Später habe er Stunden bei einem Gitarrenlehrer genommen, aber nie sei er besser geworden – «offebar isch da en Art Störig im Hirn».

Umso grösser ist das Vertrauen in seine Band Stahlberger, die einst unter dem Namen St. Crisco in St. Gallen auftrat. Manuel Stahlberger stiess später über Umwege dazu. Nachdem er sich in der Jugend vor allem zeichnerisch hervorgetan hatte, schrieb er mit zwanzig erstmals Lieder für eine Party. Irgendwie blieb er dann an seinen Mundartliedern hängen. Er dichtete Strophen und Verse und entdeckte darin sein Schicksal.

Der Sinn für Sprachspiele und für ihre Inszenierung hat ihm den Weg in die Kleinkunst- und Pop-Szene geebnet. Als Liedermacher und Komiker profilierte er sich nicht nur solistisch, sondern auch an der Seite des Klangtüftlers und Gerätefinders Stefan Heuss. Irgendwann arbeitete er auch mit Christian Kesseli an einem Duo-Programm. Der Gitarrist engagierte dann auch gleich



Michael Stahlberger: «Do bin i dehei, do han i scho immer wöle wäg.» KARIN HOFER / NZZ

seine drei Bandkollegen, so wurde aus St. Crisco das Quintett Stahlberger.

2009 erschien das Debütalbum «Rägebogesiedli». Seither laborieren die fünf Freunde an wechselnden Kombinationen von zeitgenössischen Sounds und Songtexten in St. Galler Dialekt. Manuel Stahlberger fühlt sich wohl in dieser Sprache, sie sei im Pop unverbraucher als etwa die Berner Mundart. Bisher entwickelten sich die Songs meist aus den textlichen Vorgaben heraus. Wenn er sich mit seinen Kollegen zur Session getroffen habe, habe er «e Biigeli Text» mitgebracht. Die Ideen, die ihm im Alltag durch den Kopf gingen,

sammle er in einem Notizbuch. Sobald es voll sei, lese er es durch, übertrage die besten Gedanken in ein neues, um das alte dann zu verbrennen. Sonst bestehe nämlich die Gefahr, zu lange irgendwelchen Inspirationen nachzuhängen.

Das neue Album «Lüt uf Fotene» hat indes eine etwas speziellere Entstehungsgeschichte. Als mit der Corona-Pandemie die geplanten Konzerte wegfielen, nutzte die Band die Zeit für neue Sessions. Stahlberger war diesmal nicht vorbereitet. So stand für einmal die Musik am Anfang: Die melancholischen Melodien inspirierten ihn zu traurig-tränen Worten.

Die Musik weist bei Stahlberger zu meist manisch in den Raum hinaus, während die Lyrics eine intime Parallelwelt evozieren. Trotz diesem Spannungsverhältnis kann man auch formale Analogien erkennen. Die Tracks setzen sich aus klaren Kürzeln und Motiven zusammen. Zu schrillen Strängen verdichtet, erzeugen sie einen psychedelischen Sog.

Minimalismus und Reduktionismus bestimmen aber auch Stahlbergers Verse. Seine Songtexte sind nicht auf Pointen ausgerichtet. Eher breiten sie sich wie sprachliche Flechten über existenziellen Abgründen aus oder über alltäglichen Zweifeln. Soll man auf die Rigi oder auf den Hoch-Ybrig? Die Frage aus dem alten Lied «Wanderwätter» ist ebenso typisch für einen Stahlberger-Song wie im neuen «Gar nöd i» die Spaltung der Persönlichkeit, die das eigene «Ich» nicht mit ihren gesellschaftlichen Rollen zusammenbringt.

Verborgene Gefühle

Stahlberger singt oft in der ersten Person, und tatsächlich gehe es in den Songs auch um eigene Erfahrungen. «Hei zu dir», der lockere Pop-Song vom neuen Album, etwa spiele auf eine Beziehung an, die ihn einst aus jugendlicher Verstockung befreit habe. Andernorts singt er «Do bin i dehei, do han i scho immer wöle wäg» – damit seien die Jahre gemeint, die er als Halbwüchsiger noch im Elternhaus habe verbringen müssen. Letztlich gehe es allerdings nie darum, «die Hosen runterzulassen». Er schöpfe aus dem eigenen Leben und er setze auf Figuren seiner Umgebung – immer wieder Freaks, Eigenbrötler, Aussenseiter –, um sich möglichst genau auszudrücken.

Manuel Stahlberger ist ein Virtuose der Lakonie. Er würde aber nicht sagen: Ich bin ein guter Songwriter. Er sagt: «Es macht eifach extrem Freud, so Sache z schriibe.» Die künstlerische Genugung findet er ohnehin erst, wenn er die Lyrics in seinem charakteristischen Singsang intoniert. Seine Stimme sucht die Grenze zwischen Sprechen und Singen, um mit einem Minimum an Klang ein Maximum an Gefühlen anzudeuten, die sich hinter der Lakonie verbergen.

Auf «Lüt uf Fotene» hat er als Sänger zulegen können, in der Ausgestaltung der Melodien vermag er indes mehr Expressivität zu entwickeln als bisher. Ich werde immer besser – das sagt Stahlberger aber nicht. Sondern: «Es macht eifach Spass, d Tön z treffe. Das isch mini chlii Freud als Pop-Star.»